

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Band: - (1919)
Heft: 1

Artikel: Ein Zeitbild
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-327090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Zeitbild.

Wir lassen einen Brief im Wortlaut folgen, den eine Arbeiterfrau als Antwort auf das Flugblatt (siehe letzte Nr. dieser Zeitung) an die Zürcher Frauenzentrale gesandt hat. Die Frage der sozialen Gegensätze und die Versuche zu deren Lösung sind so wichtig und beschäftigen so sehr alle denkenden Menschen, dass wir sicher auf das verständnisvolle Interesse unserer Leser rechnen dürfen. In einer nächsten Nummer gedenken wir weiteres über die ganze Aktion und die eingegangenen Antworten zu bringen.

Der Brief, den wir heute veröffentlichen, ist durchaus typisch; es ist nicht ein einzelner Fall, der uns da vorgeführt wird, sondern ein Bild heutiger Zustände. Wer fühlte sich nicht mitschuldig, dass solche Verhältnisse möglich sind?

Werte Frauen!

In Ihrem Aufruf an die Frauen, fragen Sie, wo es den Arbeitern fehlt, dass die Empörung so gross ist in unserem Schweizerland gegen die Regierung und die besitzende Klasse. Hierüber kann ich Ihnen, liebe Frauen, gut Auskunft geben. Vielleicht können Ihnen meine einfachen Worte ein wenig Aufklärung geben über die heutige Lage. Der Hass, der zwischen den Volksmassen steht, ist nicht von einem Tag auf den andern gekommen. Eine Eiche im Wald braucht auch nicht nur einige Tage, bis sie ausgewachsen ist, sondern einige hundert Jahre. Und so wie die Eiche auswächst, so ist der Hass der Arbeiter gegen die andern herangewachsen. Viele von Euch Frauen fragen vielleicht, wieso?

Nicht wahr, der liebe Gott hat die beiden Menschen gleich geschaffen im Paradies, und hat ihnen nichts als die Liebe gegeben, als er sie aus dem Garten Eden schickte, er hat ihnen gesagt, dass sie nun beide arbeiten müssen um ihr täglich Brot. Statt dass dann diese Liebe unter den Menschen immer grösser geworden, wurde sie durch allerlei in den Hintergrund gestellt, und heute steht statt der Liebe der Hass am Pranger.

Wie das kam, kann ich Ihnen aus meinem Leben erzählen. Ich war 6 Jahre alt, als unser lieber Vater von uns 5 Kindern hinwegstarb. Wir waren schon vorher arm, mein Vater war jahrelang krank, sein Verdienst musste er grösstenteils dem Arzt geben und musste, trotz schwerer Krankheit, bis fast zum Tod in einer Zementfabrik arbeiten, er hatte sich auch in dieser Fabrik die Krankheit geholt, er litt an Doppelbruch und Magenkrebs. In unserer Gemeinde kümmerte sich niemand gross um uns, und die Steuern verlangte man meinen armen Eltern gleich, obwohl der kranke Vater nur Fr. 3.50 Lohn bezog und manchmal gar nicht arbeiten konnte. Warum hat hier die Gemeinde nichts getan? Warum gab der Fabrikherr meinem Vater nicht so viel Lohn, dass er sich hätte Kräftigung und Ruhe verschaffen können in kranken Tagen?

Mein Vater starb, und die Mutter stand allein mit uns 5 Kindern da. Die Gemeinde war sofort bereit, uns Kinder ans Kostgeld zu geben. Das konnte aber meine liebe Mutter nicht übers Herz bringen, weil sie eben eine rechtschaffene, liebende Mutter war; sie erklärte der Gemeinde, dass sie das nicht zugeben könne. Schliesslich gab man ihr dann Fr. 12.— im Monat, das andere musste sie selbst verdienen neben 5 kleinen Kindern, das geschah durch Tagelöhnern auf dem Felde, wo sie für den ganzen Tag Fr. 1.— bekam. Wie wir da ernährt wurden, und wie die arme Mutter fast Tag und Nacht arbeiten musste, ist nicht zu beschreiben. Ein halbes Jahr später kam dann ein Bauer, natürlich von der Gemeinde geschickt, und fragte, ob er nicht einen der Buben haben könne. Meine Mutter sagte zuerst nein, mein Bruder aber wollte so gerne gehen, weil er dachte, er könnte dann genug essen; endlich liess ihn die Mutter unter Tränen ziehen; ich kann es noch heute sehen, was für ein Schmerz es für die Mutter war. Im Anfang hatte es mein Bruder recht, aber bald musste er dem Bauer den Knecht ersetzen. Die Mutter durfte ihn nicht mehr zurücknehmen, bis er konfirmiert war, dann stellte sich heraus, was aus ihm geworden war. Statt dass er Milch erhielt zum

Frühstück, bekam er Branntwein und ebenso um 9 Uhr, dadurch lernte er nicht nur trinken, sondern auch stehlen. Er holte sich verstohlen Brot im Keller, und was er sonst noch erhaschen konnte, nahm er, dafür erhielt er dann seine Schläge mit einem Stock oder Strick, und heute ist er ein armer Tropf, der mehr im Zuchthaus sitzt, als dass er frei ist. 'Wer trägt hier die Schuld daran?' Warum lässt eine Gemeinde das zu?

Kaum ging mein jüngster Bruder in die erste Klasse, so erklärte man meiner Mutter, man könne ihr die 12 Franken nicht mehr geben. Dann war sie gezwungen, von uns Kindern weg in die Fabrik zu gehen, wir Kinder waren den ganzen Tag allein, wir mussten dann das Essen bereiten für uns und die geplagte Mutter, was da heraus kam, kann man sich denken. Dazu war die Mutter noch nierenkrank, oft ging sie an die Arbeit mit den grössten Schmerzen, manchmal war sie ganze Nächte im Fieber verwirrt, dass wir am Bett unserer lieben Mutter standen und mit Sehnsucht auf den Morgen warteten. Es gab manchmal Zeiten, wir hatten 3—4 Tage kein Brot und auch sonst nicht viel, aber niemand kümmerte sich um uns, wie ärmer wir wurden, wie mehr man uns verachtete. War das unsere Schuld? Warum half man uns nicht, es wäre doch nur die heiligste Pflicht der Gemeinde gewesen.

Endlich kamen wir beiden Schwestern aus der Schule, nun konnten wir endlich der armen Mutter, die ganz abgemagert war, ein wenig helfen. Wir gingen in die Seidenfabrik, wurden aber bald lungenkrank, weil wir unterernährt waren. Die Krankenkasse verhalf uns dann, dass wir 4 Wochen in ein Kurort gehen konnten, wo wir dann auch wieder Gesundheit erlangten. Dann arbeiteten wir weiter, so viel in unsern Kräften stand, und alles ging schon ziemlich gut. Dann, eines Tages schrie man in die Fabrik hinein, es brenne, wir waren alle fort am Nachmittag, die Mutter und der jüngste Bruder waren im Wald um Holz zu sammeln, und wir andern 4 waren in der Fabrik. Als wir dann heim kamen, war unser Hab und Gut nur noch ein Schutthaufen, 6 Familien waren obdachlos, nie wusste man, wie oder wer dieses angestellt. Wir wurden dann im ganzen Dorf verstreut, bis es uns gelang, wieder einige Möbel zu kaufen.

In unserer Nähe war ein Schloss mit einer alten Einwohnerin, die so reich war, dass sie gar nicht wusste, über wie viel sie verfügte. Von dieser Frau erhielt meine Mutter Bericht, dass sie zu ihr ins Schloss kommen solle, meine Mutter ging voller Hoffnung, sie dachte, diese reiche Frau werde ihr gewiss aus der grössten Not helfen, aber welche Enttäuschung musste meine Mutter erleben, sie bekam von dieser reichen Frau ein schmutziges Hemd und ein halbes hartes Brot. Ist das nicht eine Schande?

2 Jahre nach diesem Unglück gelang es uns wieder, eine alte Hütte zu kaufen. Meine Mutter kaufte 2 kleine Schweine, damit sie dann den Zins damit bezahlen könne, wenn sie fett seien. Das dauerte aber kein Jahr, meine Mutter wurde ernstlich krank, und innert 8 Tagen standen wir an ihrem Sterbelager, sie wurde im Kantonsspital operiert, aber es war zu spät. Der Trennungsschmerz, der sich in diesen Stunden zwischen Mutter und Kinder abspielte, ist nicht zu beschreiben. Die Gute wusste wohl, was auf uns wartete nach ihrem Tod, sie schrie in den letzten Augenblicken nicht vergebens, meine armen Kinder, aber ihr Kampf war bald vorbei.

3 Monate später erhielten wir dann von den Bürgen unseres Hauses Bericht, dass innert 8 Tagen alles versteigert werde. Die 2 fetten Schweine samt Hab und Gut wurden uns genommen, weil die reichen Bürger wollten bezahlt sein für ihr Nichtstun, das Haus stand doch da wie vor einem Jahr. Was sind das für Gesetze für Waisen Kinder. Und warum sagte hier die Gemeinde nichts?

Das ist nur ein Erlebnis, aber dass es 1000 solche gibt oder ähnliche, und manchmal noch viel schlimmere, das bin ich gewiss. Eins zum Beispiel, wie man in meiner jetzigen Heimatgemeinde eine Frau, die kein Glied mehr rühren konnte, in ihrem Bett verfaulen liess. Das sind Wahrheiten, liebe Frauen, und traurige Wahrheiten, die gewiss rechtschaffene Arbeiter nicht verdienen. Sünde ist es, dass hier unsere Behörden keine Augen haben, ich finde überhaupt, dass das keine Behörden sind, die nur auf ihren Geldbeutel bedacht sind und sich nicht um die Armen bekümmern, das doch vor allem ihre Aufgabe sein sollte. Ich könnte Ihnen noch viele Beispiele erzählen, die ich bei

Hausbesuchen erlebte in Städten, manchmal trug ich noch von meiner eigenen Armut dahin, was ich entbehren konnte, ich will mich nicht rühmen, aber mein Herz blutet, wenn ich andere leiden sehe.

Urteilen Sie unn selbst, wo da der Fehler liegt, dass ehrliche, rechtschaffene Leute, die von früh bis spät arbeiten, nicht einmal so viel erübrigen, dass sie in kranken Tagen oder sonst unglücklichen Zeiten einen Zehrpennig besitzen, sondern auf die hart denkenden Gemeinden angewiesen, oder dann an den Bettelstab gestellt sind.

Warum wird das Los der Arbeiter nicht verbessert?

Der liebe Gott hat doch beiden gesagt, dass sie arbeiten müssen. Ich will damit nicht sagen, dass ein jeder gleich schwere Arbeit verrichten sollte, es hat nicht ein jeder die gleichen Kräfte, aber wie viele von den Armen müssen über ihre Kräfte arbeiten, weil eben so viele gar nichts tun und dazu doch alle die herrlichen Freuden genießen, die der schwer Arbeitende entbehren muss, obwohl er es zuerst verdiente. Von dem herrlichen Essen, das in den Läden ausgestellt ist, kann er sich nicht holen, er muss manchmal hungrig an die Arbeit gehen. Auch Kleider und Schuhe muss er entbehren und im Winter zum Hunger noch frieren. Auch darf er die herrliche Natur nicht in Anspruch nehmen, er hat seine Arbeit gewöhnlich in einem finstern Loch, wo kein Sonnenstrahl hinkommt, und für alle diese Entbehrungen wird er von seinen Vorgesetzten noch schlecht und roh behandelt.

Das alles bringt Hass gegen die, in deren Macht es stünde, das Los der Arbeiter zu verbessern. Wie viel herrlicher wäre es auf der Welt, wenn die Menschen einander lieben würden. Die Liebe würde alle Misstände beseitigen und der Arbeiter würde wieder Freudigkeit an der Arbeit zeigen, das wäre doch alles gar nicht so schwer, wenn ein guter Wille und ein mitfühlendes Herz vorhanden wäre. Aber dafür wollen die Machthaber kein Verständnis zeigen. Es wäre auch so nötig, dass die Mutter nicht in die Fabrik oder sonstwo zu verdienen brauchte, es stünde anders unter der Jugend, als dass es heute steht. So sind sich 1000 von Kindern den ganzen Tag selbst überlassen und verüben Roheiten und Grobheiten; weil die Eltern eben an der Arbeit sind, weist sie niemand zurecht und auch niemand lernt sie arbeiten. Warum will und kann man das nicht ändern?

Ich weiss auch gut genug, dass es hie und da Selbstverschuldungen gibt, aber in wenigen Fällen. Und dann muss man nicht vergessen, dass es auch unter den reichen Leuten gefehlte, leichtfertige Menschen gibt, deren ich auch genug kenne. Man schimpft immer über die schlechte Erziehung der Jugend, aber was dagegen zu tun ist, darüber spricht niemand. Warum? Es wäre doch so wichtig. Zur Erziehung gehört halt Liebe, Strenge und Ordnung, und dazu braucht es Zeit.

Nun will ich noch einiges aus meinem jetzigen Leben erzählen. Ich bin jetzt schon 8 Jahre verheiratet, und dank der gütigen Fürsorge Gottes habe ich einen braven, guten Mann, der über seine Kräfte hinaus arbeitet und sorgt für mich und unsern Bubi, und dennoch sind wir arm und haben schlechte Erfahrungen hinter uns, von denen ich Ihnen auch einiges erzählen möchte. Nach dem 1. Jahr unserer Verheiratung erhielten wir ein Knäblein, das aber schon nach 6 Wochen starb. Und da wiederholte sich mein Lungenleiden, das aber durch einen tüchtigen Arzt wieder geheilt wurde, stark wurde ich nie und bin es auch heute nicht. Mein Mann hatte also von Anfang an eine schwere Aufgabe. Als der Krieg ausbrach, wollten wir unser Los ein wenig verbessern, wir verkauften unsere Möbel und gingen in eine Abwartstelle, wo man uns eben all das Gute versprach. Das Geld von den Möbeln mussten wir bereits alles für die Kleider geben. Hier hatten wir so viel und schwere Arbeit und dazu einen kleinen Lohn; schon nach einem Jahr wurde ich krank und wir mussten bettelarm die Stelle wieder verlassen. Von da kamen wir nach Zürich; zuerst nahmen wir nur ein möbliertes Zimmer. Nach und nach gelang es uns, alte Möbel zu kaufen. Dann nahmen wir in Höngg eine kleine Wohnung, dort bekamen wir dann unsern 2. Bubi, der heute unser Sonnenstrahl ist. Wie schmal da alles zugehen musste, werden Sie begreifen, so vieles mussten wir noch kaufen und mein Mann bezog einen Taglohn von Fr. 5.50. Ein Bruder von meinem Mann lehnte uns noch das Geld für ein Bett, das wir später zurückbezahlen mussten. Die Wohnung wurde uns gekündigt, weil mein Mann hie und da mit den Leuten im Parterre re-

dete, es war nur Hass und Neid in diesem Haus; und im gleichen Vierteljahr musste mein Mann noch 4 Wochen in den Militärdienst. Dass wir da arm nach Zürich kamen, wo wir jetzt sind, das verstehen Sie gewiss. Von nun an konnte mein Mann etwas mehr verdienen, weil er im Akkord arbeitete, nun mussten aber die Schulden bezahlt werden, und die Steuern für 2 Jahre, auch die Hebamme und der Arzt verlangten ihr Geld.

Der Arbeiter verlangt und will nichts böses, er sehnt sich nur nach ein wenig Sonnenschein und Freiheit. Und nun das zu erringen, ist heute das arbeitende Volk reif, und wenn es das Leben kosten soll, eher den Tod als in der Knechtschaft leben, so schreit es in ihrer Brust. Ihr glaubt, es sei Aufhetzerei von einzelnen Personen, ihr irrt euch aber, die schlechte Erfahrung hat diese Stimmung hervorge-rufen.

Hätten wir nicht die Gewissheit, dass Gott die Menschen vor Gericht ziehen würde, ohne zu fragen, bist du reich oder arm, wir wären schon längst verzweifelt, und ich glaube, dieses Gericht ist nahe. Sie glauben vielleicht, ich meine die Sache der Sozialisten. Nein, wir sind keine solchen, obwohl wir nur zu deutlich das soziale Elend sehen. Aber ein Werk ohne Gott ist in unseren Augen kein vollkommenes und wird nur Verderben bringen. Das kann man aber den Menschen heute nicht mehr sagen, das ist ja alles Torheit in ihren Augen, weil sie eben erbittert sind und voll Hass gegen die, die an diesem Elend Schuld sind. Die Reichen wehren sich eben mit ihrem Geld und die Armen mit ihrer Kraft.

Ich bitte Sie höflichst, lesen Sie meine Zeilen, und wenn Sie mir einen Rat geben können, so bin ich Ihnen sehr dankbar.

Und denken Sie auch daran, was für eine Weihnacht uns Armen beschert ist; tut es Ihnen nicht weh, wenn Sie die lieben Kinder-äuglein voll Sehnsucht in die Schaufenster gucken sehen, denen keine Weihnachtsfreude wartet? Es ist immer wieder die gleiche Frage: „Warum?“

Das Frauenstimmrecht in Bundesangelegenheiten.

In unserer Zeit wo so viele umlernen müssen, schadet es nichts, wenn das Umdenken auch einmal an die Freunde des Frauenstimmrechts kommt. Noch vor kurzen Monaten sahen wir ein wenig mitleidig hinunter auf diejenigen, die uns zu einer Aktion zugunsten des eidgenössischen Stimmrechts aufmunterten. Wir hielten sie für Menschen, die nicht historisch denken gelernt hatten. Wir wiesen auf die Stimmrechtsbewegung Amerikas hin. Dort war man im ersten Kampf um das „federal vote“ vollständig unterlegen und hatte dann in der richtigen Erkenntnis des allein zielsicheren Weges die Kleinarbeit in den Einzelstaaten aufgenommen. Heute, da etwa die Hälfte der Unionsstaaten das Frauenstimmrecht eingeführt haben, geht das Streben wieder nach dem Bundesstimmrecht, und die Erfahrungen der Einzelstaaten scheinen für einen durchschlagenden Erfolg Gewähr zu bieten. — Oder wir exemplifizierten mit dem Schicksal des Proporz, mit seinen ersten Niederlagen auf dem Gebiet des Bundes, seinem darauffolgenden Siegeslauf durch eine Reihe von Kantonen und seinem nunmehrigen Einzug im Zentralstaat. „Über das kantonale zum eidgenössischen Stimmrecht“, so lautet die Losung. Nun hatten die jüngsten Ereignisse wieder einmal gezeigt, dass es keinen Weg gibt, der für sich allein die Fähigkeit, zum Ziele zu führen, in Anspruch nehmen darf. Die Tatsache, dass das Frauenstimmrecht durch das Programm des Oltener Aktionskomitees in den Vordergrund des Interesses gerückt wurde, hat uns dazu geführt, die Möglichkeit des Weges über das eidgenössische zum kantonalen Stimmrecht ins Auge zu fassen. Wir be-